

GÜTERSDIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT





Entdecken Sie mehr auf
www.gtvh.de

Ellen Ueberschär (Hg.)

**Deutscher Evangelischer
Kirchentag
Wurzeln und Anfänge**

GÜTERSDIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



Dem Andenken
Rudolf von Thaddens gewidmet

Inhalt

EINLEITUNG	8
MARTIN GRESCHAT	
Die Zusammenbruchsgesellschaft	19
RUDOLF VON THADDEN †	
Der Initiator: Reinold von Thadden-Trieglaff.....	51
MARTIN CORDES	
Fromm – und politisch wider Willen?	
Die Deutschen Evangelischen Wochen 1935-1937	
und 1949 als Vorläufer des Deutschen	
Evangelischen Kirchentages	59
JOCHEN-CHRISTOPH KAISER	
Verbandsprotestantismus und	
Kirchentagsbewegung bis 1945	83
CLAUDIO KULLMANN	
Vorbild und Weggefährte: Der Deutsche	
Katholikentag und seine Bedeutung für die Gründung	
des Deutschen Evangelischen Kirchentages	104
KATHARINA KUNTER	
Hoffnung auf die erneuerte Laienkirche nach dem Krieg	
Ökumenische Wurzeln des frühen Kirchentages.....	132
ANDREAS BUSCH	
Der Kirchentag als <i>forum politicum</i> der jungen	
Bundesrepublik	147
THOMAS KAUFMANN	
Die ersten Kirchentage (1949-1951)	
und die Theologie	169

ELLEN UEBERSCHÄR

- Wider eine unpolitische Kirche – Martin Niemöller,
die Demokratie und der Kirchentag 183

CLAUDIA LEPP

- Die Vertriebenenproblematik auf den frühen
Kirchentagen: Herausforderung und Chance 204

HARALD SCHROETER-WITTKE

- »Why surrender this important means of public
expression of solidarity to the enemies of freedom?«
Die frühen Kirchentage als Events 220

LORENZ VÖLKER

- Politische Verantwortlichkeit als Christenpflicht?
Das Beispiel des evangelischen Juristen
Hans Dombois 254

BIOGRAMME

- Klaus von Bismarck 273
Otto Dibelius 275
Suzanne de Diétrich 278
Hans Joachim Iwand 281
Hanns Lilje 283
Eberhard Müller 286
Martin Niemöller 288
Reinold von Thadden-Trieglaff 291

- AUTORINNEN UND AUTOREN** 295

EINLEITUNG

Keine Geschichte ohne Vorgeschichte. Unter diesem Motto trafen sich vor dem Stuttgarter Kirchentag 2015 vier Menschen in der Wohnung des Göttinger Kirchenhistorikers Thomas Kaufmann. Neben dem Gastgeber die Geschäftsführerin der Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Zeitgeschichte Claudia Lepp, die Generalsekretärin des Kirchentages Ellen Ueberschär und Rudolf von Thadden, ebenfalls Historiker und Sohn des Kirchentagsgründers. Es ging darum, wie der Kirchentag als eine für die Geschichte der Bundesrepublik zwar einflussreiche, aber schwer zu fassende Bewegung in der historischen Forschung besser präsent werden könnte. Allerdings war man sich einig – bevor die Geschichte des Kirchentages in beiden deutschen Staaten thematisiert wird, muss die Vorgeschichte betrachtet werden. Schnell war die Idee geboren, auf dem bevorstehenden Kirchentag in Stuttgart einen Thementag zu den Wurzeln und Quellen des Kirchentages zu planen. Die Vorbereitungstreffen zu diesem Thementag waren spannende Reisen in die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts unter weiterer Beteiligung der Historiker Jochen Christoph Kaiser und Katharina Kunter. Man muss nicht dabei gewesen sein, um sich vorstellen zu können, wie kenntnisreich und klar im Urteil sich Rudolf von Thadden an diesen Gesprächen beteiligte. Er erkrankte schwer, aber er kam nach Stuttgart, hielt seinen Vortrag und diskutierte kräftig mit. Es war sein letzter Auftritt auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag, der ihn wie ein Zwillingssbruder begleitet hatte, solange er denken konnte. Im November 2015 ist er in Göttingen verstorben. Sein

Freund Thomas Kaufmann hat ihn in seinen letzten Lebenswochen intensiv begleitet, was Rudolf von Thadden dankbar zu schätzen wusste. Rudolf von Thadden hat selbst Kirchentagsgeschichte geschrieben und war zeit seines Lebens ein glänzender und in weiten Bögen denkender Interpret der Anliegen seines Vaters Reinold von Thadden-Trieglaff. Dieses Buch ist ihm gewidmet.

War der Kirchentag etwas Neues in einer neuen Zeit? Das war die Ausgangsfrage, die nicht nur in den intensiven Stunden in Göttingen, sondern auf dem Kirchentag debattiert wurde. Die als Evangelische Woche in Hannover angekündigte Versammlung im Hochsommer 1949 wird als erster Kirchentag gezählt. Am Sonntag, dem 31. Juli, verlas Gustav Heinemann, CDU-Politiker und Bürgermeister der Stadt Essen, den Gründungsbeschluss des Deutschen Evangelischen Kirchentages. 6.000 Menschen stimmten ihm per Akklamation zu. Diese Menschen hatten sicher das Gefühl, an einer Neuschöpfung beteiligt gewesen zu sein.

Neues entsteht, wenn der richtige Moment da ist und die richtigen Menschen am richtigen Ort zusammenwirken. Die unmittelbare Nachkriegszeit war nicht nur von materiellen Notständen geprägt, sondern auch von Traumatisierung, von Verdrängung, von Ohnmachtsgefühlen. Aber sie öffnete Menschen für Neues. Die extrem hohe Selbstmordrate in dieser Zeit offenbart, dass ein Überleben nur mit dem Gedanken an eine bessere Zukunft, nur mit Hoffnung möglich war. Es gab einen Hunger nach Gemeinschaft, nach Vertrauen, nach einem Aufbruch, geistig und geistlich. Alles, was Hoffnung geben konnte, Gemeinschaft versprach und visionär war, wurde begierig aufgenommen. Zugleich musste es mit der Kirche nach der für den institutionellen Protestantismus verheerenden NS-Zeit weitergehen – aber nicht wie vorher! Davon

waren vor allem diejenigen überzeugt, die eigene Kirchenstrukturen geschaffen hatten neben den offiziellen, vom NS-Staat anerkannten, und die nun Mitspracherechte beim Wiederaufbau der Kirche beanspruchten.

Einer von ihnen war Reinold von Thadden-Trieglaff, Mitglied im preußischen und im Reichsbruderrat, Präses der pommerschen Bekenntnissynode. Dieser Landwirt, Jurist und »professionelle« Kirchenlaie machte den Moment zu einem Kairos. Ohne seine spezifischen, biografischen Erfahrungen und sein Wesen wäre die Geschichte anders verlaufen, wäre etwas Neues womöglich nicht zustande gekommen. Er vereinte ungewöhnliche Herkünfte und Interessen in sich. Einerseits stammte er aus dem Adel, allerdings aus dem Teil, der auf »altpreußische Einfachheit und Selbstzucht«¹ hielt. Andererseits pflegte er den Gemeinschaftsgedanken, den er aus pommerisch-pietistischer Familientradition mitbrachte. Zum Dritten, und das war ungewöhnlich, verfügte er über ein weitgespanntes Netzwerk internationaler Freunde, die über den Ökumenischen Rat der Kirchen verbunden blieben. Historischer Kontingenz ist es zu verdanken, dass von Thadden die ersten Nachkriegsjahre nicht im depressiven Deutschland verbrachte, sondern in Genf, in der Herzammer der gerade aufblühenden weltweiten Ökumene. In diesem ökumenischen Labor transformierte er den zu theologischer Enge neigenden pietistischen Gemeinschaftsbegriff in eine von Karl Barth beeinflusste Laientheologie hinein.

Allerdings empfand der Kirchentagsgründer weder, dass er allein den Kirchentag initiiert hätte, noch, dass es sich um eine wirklich neue Idee handelte: »Ich habe also mit dem Evangelischen Kirchentag nur ein geistiges

Erbe aufgegriffen, das seit den Tagen der Reformation ununterbrochen die Geschichte der Evangelischen Kirche begleitet hat, [...].«²

Und in der Tat: Neu waren weder der Name noch das Konzept. Neu war, das Konzept der Evangelischen Wochen mit dem Namen Kirchentag zu verbinden und beides an einen emphatischen Laienbegriff zu knüpfen. Hinzu trat eine sehr modern anmutende Kritik am Konfessionalismus, die das Gemeinschaftsideal nur umso strahlender werden ließ, weil es konfessionell entschränkt war und sich auch auf die Freikirchen erstreckte. Im Rückblick auf neun Jahre Kirchentag resümierte der geschäftsführende Generalsekretär Hans Hermann Walz 1958 ganz im Sinne der Gründungsidee: »Sein [des Kirchentages] stärkstes Motiv ist die Zusammenführung dessen, was getrennt ist, aber zusammen gehört. Das beginnt mit dem Zusammenkommen evangelischer Christen nicht nur aus den verschiedenen Landeskirchen und den diesen verbundenen Freikirchen, sondern auch aus den unterschiedlichsten kirchlichen Richtungen und theologischen Gruppierungen. Dabei werden die Unterschiede nicht weggewischt. [...] Aber in solchem Zusammenkommen wird [...] die Bahn frei für die Erfahrung, dass das, was uns eint, [...] stärker ist als das, was uns trennt.«³

Damit verband sich jedoch – ein heute weit verbreitetes Missverständnis – keine Distanz zur Evangelischen Kirche in Deutschland. Reinold von Thadden war in den Gründungsjahren des Kirchentages Angestellter in der Kirchenkanzlei der neu gegründeten EKD. Der erste

2 Zit. nach Henning Schroeter-Wittke: Kirchentag als vor-läufige Kirche. Der Kirchentag als eine besondere Gestalt des Christseins zwischen Kirche und Welt, Stuttgart 1993, S. 43.

3 Wirklichkeit heute. Referate und Arbeitsberichte vom Kirchentagskongress Hamburg. Hrsg. im Auftrag des Dt. Ev. Kirchentages von Hans Hermann Walz, Stuttgart 1958, S. 142.

Tagungspräsident Gustav Heinemann war im Januar vor dem ersten Kirchentag zum Präses der EKD-Synode gewählt worden und die Startfinanzierung für das ganze Unternehmen kam ebenso von der EKD. Dass in den 1970er und 1980er Jahren der Mythos vom scharfen Gegenüber zur Evangelischen Kirche entstand, hat mehr mit den Befindlichkeiten jener Jahre in der Bundesrepublik zu tun als mit den historischen Tatsachen der 1940er Jahre. Sicher, Reinold von Thadden-Trieglaff übte bisweilen scharfe Kritik am Zustand der Evangelischen Kirche. Zwei Problemfelder hatte er dabei besonders im Auge – den Konfessionalismus einerseits und die Kleinstaaterei der Landeskirchen andererseits. Er zielte auf die Protagonisten dieser althergebrachten, unbeweglichen Strukturen und war überzeugt davon, dass diese das Kapital eingefroren hatten, das er nun aufzutauen gedachte: die Laien.

Das Misstrauen gegenüber den landeskirchlichen Beharrungstendenzen wurde durch eine Gruppe verstärkt, der er selbst angehörte und die in der Bundesrepublik der 1950er Jahre das größte Politikum darstellte: die Heimatvertriebenen. Er teilte die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe mit einigen seiner engsten Mitstreiter wie Klaus von Bismarck und Hans Joachim Iwand. Nicht nur geografisch, sondern auch kirchlich heimatlos, entdeckten viele der Vertriebenen den Kirchentag als ein Forum, auf dem ihr Thema verhandelt wurde und die landeskirchliche Herkunft keine Rolle spielte. Sie waren es, die den Kirchentagen der frühen Jahre die große Resonanz verschafften und sich von der neuen Vision begeistern ließen. Denn zunächst blieb der Kirchentag eine Vision. Außer von Thadden gab es keine Mitarbeiter, es gab keine Finanzierung und keinen Ort, an dem die Veranstaltung hätte stattfinden können. Dass dies alles

nach und nach entstand, war in erster Linie das Verdienst von Thaddens, aber dann auch eines protestantischen Netzwerkes, das sich über alle vier Besatzungszonen Deutschlands und darüber hinaus spannte. Vor allem dieses Netzwerk an Personen war es, das im Laufe der Zeit den Kirchentag zu einem politisch und kirchlich einflussreichen Forum wachsen ließ. Dem Kreis um die engsten Freunde Eberhard Müller, Gründer der Evangelischen Akademie Bad Boll, und Hanns Lilje, Bischof der Hannoverschen Landeskirche, die sich seit ihrer gemeinsamen Zeit in der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung (DCSV) kannten, gehörten Männer und Frauen aus der Bekennenden Kirche an, viele von ihnen Unterzeichner der Barmer Theologischen Erklärung von 1934. Das allein hätte aber dem Kirchentag zu keiner großen Basis verholfen.

Träger des Projektes Kirchentag waren weder die Landeskirchen noch die Führungsspitzen der Evangelischen Kirche in Deutschland und auch nicht das Netzwerk der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung allein. Zu Trägern des Projektes bestimmte von Thadden die Werke und Verbände, deren Basis sich für diakonisch-soziale oder volksmissionarische Anliegen einsetzte. Berührungsängste hatte von Thadden, der Konservative mit dem weiten Horizont, nicht. Viele der Verbände bewegten sich politisch im rechten Spektrum, waren demokratiskeptisch und hatten während des Nationalsozialismus versucht, vermittelnde Positionen zwischen dem Staat und den Kirchen einzunehmen. Aber sie waren nah an den Gemeindechristinnen und -christen, sie hatten Verbindung zur Jugend, zu den Müttern, zu jungen Männern und zu Menschen, denen die Diaspora-Christen im Ausland am Herzen lagen. Sie hatten weniger akademisch als praktisch an der Lösung

der sozialen Frage gearbeitet. Die Nationalsozialisten hatten die meisten von ihnen gezwungen, den NS-Organisationen beizutreten. Einige der Verbände lösten sich daraufhin auf, andere gingen den Weg in die Verkirchlichung. Ihre Wurzeln im Pietismus des 18. und der Erweckungsbewegung des 19. Jahrhunderts machten sie zu natürlichen Verbündeten der Kirchentagsidee. Reinold von Thadden konnte eine bruchlose Linie ziehen von der Reformation mit ihrer »Frage nach der ›Gemeinde‹« über Zinzendorf und »Baron Kottwitz in Berlin, den Vater der Armen um 1810« bis zu Adolf Stoecker und Friedrich Naumann. In Johann Hinrich Wichern allerdings, der 1849 mit einer Stegreifrede zu einer Inneren Mission aufgerufen hatte, erkannte von Thadden einen unmittelbaren Vorläufer seiner »geistlichen Erneuerung der Kirche aus der Gemeinde heraus«. Die politische Ausrichtung der Genannten, die von konservativ bis reaktionär reichte, war für den Kirchentagsgründer kein Kriterium der Bewertung, es ging allein um die »Geschichte neutestamentlicher Gemeindefrömmigkeit auf protestantischem Boden«⁴.

Das war der Hintergrund, vor dem Reinold von Thadden, der Referent mit dem Auftrag der Koordinierung der missionarisch-evangelistischen Verbände der EKD, im Februar 1949 deren Spitzen versammelte. Anstatt ihnen Vorschläge darüber zu unterbreiten, wie sie in Zukunft ihre Arbeit koordinieren sollten, begeisterte er sie für sein Projekt Deutscher Evangelischer Kirchentag. Durch die Integration des Verbandsprotestantismus weitete von Thadden das Konzept der Evangelischen Wochen erheblich, weil er jene Teile des Protestantismus

⁴ Alle Zitate in: Reinold von Thadden: Zur Geschichte des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Undatiertes Manuskript (1951), Handakten des Kirchentages.

integrierte, die Erfahrungen mit der Mobilisierung ihrer Mitglieder und Sympathisanten hatten.

Auf dieser Tagung wurde der erste Entwurf für ein Tagungsprogramm diskutiert. Der Spagat, den es enthielt – vom linken bis zum rechten Flügel der Bekennenden Kirche, von exponierten Lutheranern wie Helmut Thielicke bis zu prononzierten Reformierten wie Karl Barth, vom CVJM bis zum Müttergenesungswerk alle, alle einzubeziehen –, glückte nicht vollständig, aber er gelang in erstaunlicher Weise. Auch Reinold von Thadden selbst sah das so: »Man geht nicht fehl, wenn man das Ergebnis einer dauerhaften Zusammenfassung der deutschen evangelischen Laienchristenheit als ein kirchengeschichtliches Ereignis ersten Ranges bezeichnet.«⁵

Die Anstrengungen zur institutionellen Selbstbehauptung der Verbände löste der Kirchentag nicht ab, wohl aber löste er die Attraktivität der Verbände für die individuellen Christinnen und Christen ab. Mit seiner bewussten Entgrenzung der Teilnahme, seinem Gemeinschafts-Pathos und den verhandelten Themen traf der Kirchentag den Nerv der Nachkriegszeit. Was die Konferenzen von Treysa und Eisenach mit der Bildung der Evangelischen Kirche in Deutschland institutionell versuchten, ging von Thadden sozusagen von der anderen, tendenziell immer von der Kirchenhierarchie beargwöhnten Seite an – gewissermaßen eine EKD »von unten«.

Gleichzeitig aber trieb Reinold von Thadden und andere die Frage der Demokratiefähigkeit des deutschen Protestantismus um. Die Evangelischen hatten wenig Erfahrungen darin, sich in der parlamentarischen Demokratie zu bewegen. An der Biografie von Hans Dombois,

⁵ Reinold von Thadden: Deutscher Evangelischer Kirchentag in Hannover. Rückblick und Ausblick, undatiertes Manuskript (1949).

der beim ersten Kirchentag in Hannover einen Vortrag über das »Recht im evangelischen Verständnis« hielt, ist exemplarisch abzulesen, wie weit der Weg der protestantischen Eliten in die Demokratie war (vgl. dazu die Beiträge in diesem Band S. 147-168 und S. 254-272). Reinold von Thadden ging bei der Integration von Fachleuten bewusst über deren individuelle politische Vergangenheiten hinweg. Ob er es persönlich tat, steht auf einem anderen Blatt, aber für die Entwicklung des Kirchentages ignorierte er, wie viele andere auch, die individuellen Schuldanteile seiner Mitstreiter. Er suchte nach Anknüpfungspunkten und fand sie im Katholikentag.

Es gibt bis heute eine auffällige Nähe des Katholikentages zu den Deutschen Evangelischen Kirchentagen. Beides sind Ereignisse mit einem gesellschaftsgestaltenden Anspruch und politischer Wirksamkeit. Die unpolitische Ausrichtung der Evangelischen Wochen war für Reinold von Thadden keine Option. Zu drängend waren die politischen Fragen der Integration der Vertriebenen, des Wiederaufbaus und der sozialethischen Veränderungen.

Die Katholiken besaßen Erfahrungen mit der parlamentarischen Demokratie und mit der Präsenz von hochrangigen Politikern auf einer kirchlichen Veranstaltung. Mit der Zentrumspartei hatten die Katholiken in der Weimarer Republik über einen politischen Arm verfügt, der bis weit in die Staatsspitzen hineinreichte. Von diesen Erfahrungen wollte Reinold von Thadden profitieren.

Die Protestanten mussten eine neue Debattenkultur entwickeln, politischen Streit aushalten und ihre Demokratiefähigkeit erproben. Kirchentage waren die Foren für diese Art von Gehversuchen. Weder auf den ersten Katholikentagen der Nachkriegszeit, noch auf Kirchentagen war an Auftritte von SPD-Politikern zu denken.

Die Milieuverengung – bis heute im Protestantismus beklagt –, die vor allem das politisch selbstbewusste Arbeitermilieu ausschloss, beschränkte den Horizont, auch den Reinold von Thaddens. Das dominierende politische Thema der frühen Zeit war die Integration der Vertriebenen und der Zusammenhalt Deutschlands, in der Adenauer-Republik unter dem Schlagwort der »Westbindung« diskutiert. Maßgebliche Protagonisten des frühen Kirchentages, Reinold von Thadden, Gustav Heinemann, Hermann Ehlers, unterlagen zwar im politischen Streit. Aber genau dieses Ringen der persönlich Betroffenen machte die Kirchentage der frühen Jahre in politischer Hinsicht so spannend. Das deutsch-deutsche Thema ließ den Kirchentag auch dann nicht los, als die Vertriebenenfrage abebbte. Im Gegenteil – dem Kirchentag traute man zu, jenseits von nationalistischem Revanchismus und politisch verfehlter Nostalgie Ost und West zusammenzuhalten. Diese Reputation verdankte der Kirchentag nicht unwesentlich einer bewegenden Rede Klaus von Bismarcks auf dem Kirchentag 1954, der mit sozial- und friedensethischen Argumenten den Verzicht auf seinen Besitz östlich der Oder-Neiße-Grenze begründete.

Im »Garten des Menschlichen« entsteht Neues nie aus dem Nichts. Keine Geschichte ohne Vorgeschichte. Erfahrungen, Netzwerke, sich wandelnde mentale, politische, kulturelle Konstellationen und entschlossene Personen formen etwas, das in dieser Form vorher nicht da war. Vor dem Hintergrund der »Zusammenbruchgesellschaft« lassen sich die Aspekte benennen, die für den Kirchentag zusammenwirkten und seinen Ort in der späten Besatzungszeit und der frühen Zeit beider deutscher Staaten bestimmten: die biografischen Prägungen des Kirchentagsgründers, der starke Einfluss der sich neu

formierenden Welt-Ökumene, die nationalprotestantische Verankerung entscheidender Personen, der Hintergrund des evangelischen Verbandsprotestantismus, das Vorbild der Deutschen Katholikentage, die politisch drängende Vertriebenenfrage und die Erfahrungen mit den Evangelischen Wochen in den 1930er Jahren.

In diesem Buch werden die genannten Einflüsse freigelegt und beschrieben. Deshalb gilt allen, sowohl denen, die den Thementag während des Stuttgarter Kirchentages so spannend gemacht haben, als auch denen, die darüber hinaus einen Beitrag verfasst haben, ein ganz besonderer Dank. Die Autorinnen und Autoren sind weit davon entfernt, in ihrem jeweiligen Fach Laien zu sein, aber sie haben die Mitwirkungsbedingungen der Ehrenamtlichkeit akzeptiert, ohne die der Kirchentag nicht existieren würde.

Den Beitrag über Reinold von Thadden-Trieglaff verdanken wir Rudolf von Thadden. Die Erinnerung an seine Energie, an seine Fröhlichkeit und an seinen Glauben an die Kraft und das Potenzial des Kirchentages bleibt eng verbunden mit dem Dank an Wiebke von Thadden, seine Frau, die den Kirchentag mitgeheiratet hatte.

Fulda, im Februar 2017

Ellen Ueberschär

MARTIN GRESCHAT

Die Zusammenbruchgesellschaft¹

Das Leben spielte sich in hohem Maße einerseits im engen, überschaubaren Raum ab – und andererseits auf den Straßen. Eine enorme Undurchsichtigkeit und außerordentliche Unsicherheit waren die Folge. Sehr anschaulich beschreibt das ein Schweizer Journalist: »Wenn man heute die Schweizer Grenze überschreitet, um dorthin zu fahren, wo einst Deutschland war, hat man den Eindruck, das feste Land zu verlassen und in eine See hinauszustechen, wo man von hundert Zufälligkeiten abhängig ist. Man muss sich von Ort zu Ort durchschlagen und reist von Stadt zu Stadt, wie man wohl früher einmal auf kleinen Segelschiffen von Insel zu Insel gereist ist. Selbst wenn man mit guten Ausweispapieren ausgestattet ist, weiß man nie ganz sicher, ob sie an Ort und Stelle auch wirklich anerkannt werden. Ähnlich steht es mit der Benzinbeschaffung für das Auto, mit dem Problem der Unterkunft und mit den Fragen der Ernährung. Alles bleibt sehr dem Zufall überlassen. Diesem Zufall kann man allerdings weitgehend nachhelfen, wenn man möglichst reich mit Zigaretten, mit Taschenfeuerzeugen und vor allem mit schweizerischen Uhren ausgerüstet ist.«² Die Deutschen verfügten bestenfalls über befriedigende Ausweispapiere. Kaum einer besaß ein Auto und das nötige Benzin. Und eindeutig fehlten der überwältigenden Mehrheit der Bevölkerung die erwünschten Zigaretten und Feuerzeuge – von den Schweizer Uhren ganz zu schweigen!

1 Leicht gekürzter Text aus Martin Greschat: Die evangelische Christenheit und die deutsche Geschichte nach 1945. Weichenstellungen in der Nachkriegszeit, Stuttgart 2002, S. 59–81.

2 Bericht aus Deutschland: Die Weltwoche, Nr. 616, Zürich, 31.08.1945.

Millionen Menschen lagen auf den Straßen. Dazu gehörten die Überlebenden aus den KZs und Arbeitslagern, Fremdarbeiter und Verschleppte aus nahezu sämtlichen von den Deutschen besetzten Gebieten, darunter ca. 100.000 osteuropäische, zumeist polnische Juden. Jahrelang unterdrückt, ausgebeutet und misshandelt, nahmen diese sogenannten Displaced Persons (DPs) nun oftmals Rache – auf jeden Fall aber, was sie brauchten oder wollten. In der Bevölkerung verbreiteten sie Angst und Schrecken, aber auch Empörung und Wut. Unterwegs waren jetzt und in den folgenden Jahren ebenso die Millionen Evakuierter, darunter viele Kinder und Jugendliche, die vor allem aus dem Nordwesten des Reiches, aber auch aus Berlin, seit den sich steigernden alliierten Bombenangriffen in angeblich sichere Gebiete des Reiches verschickt worden waren. Noch vor dem Ende des Krieges hatten diese immer weniger geordneten Verschiebungen von Menschenmassen zu chaotischen Verhältnissen geführt. Nun wollten sie schnell weg aus den häufig unerquicklichen Verhältnissen im Dorf, weg von den engen und primitiven Wohnverhältnissen auf dem Land, zurück in ihre Heimatorte oder zumindest in deren Umgebung. Auf den Straßen bewegten sich ferner die Kolonnen der Kriegsgefangenen sowie Gruppen von Entlassenen. Dazwischen mischten sich die vielen, die ihre Familienangehörigen oder Verwandte suchten.

Nach den Stimmungsbildern, welche die amerikanische Militärregierung in regelmäßiger Folge erstellte, galt die Hauptsorge der Bevölkerung während des gesamten Jahres 1945 den vermissten oder verlorengegangenen Mitgliedern der Familie.³ Diese Feststellung dürfte genauso

³ A. J. Merritt und R. L. Merritt (Hrsg.): Public Opinion in occupied Germany. The OMGUS-Surveys 1945-1949, Urbana 1970, S. 16f.

für die Deutschen in den anderen Besatzungszonen gelten. Eltern und Großeltern suchten ihre evakuierten oder bei der Flucht abhanden gekommenen Kinder oder Enkel, Männer fahndeten nach ihren Frauen oder Verwandten. Doch die mit Abstand drückendsten Probleme entstanden durch die Flüchtlinge und Vertriebenen. Man pflegt mit dieser pauschalen Bezeichnung die Schicksale von rund 12,5 Millionen Deutschen zusammenzufassen. Etwa fünf Millionen stammten aus den alten deutschen Siedlungsgebieten in Ost- und Südosteuropa. Sie hießen Volksdeutsche, aufgrund ihrer Nationalität, im Unterschied zu den rund sieben Millionen Reichsdeutschen, die innerhalb der deutschen Grenzen von 1937 gelebt hatten, östlich der Oder-Neiße-Linie. Viele dieser Menschen waren vor der Roten Armee nach Westen geflohen. Annähernd eine Million kehrte nach dem Ende der Kriegshandlungen in ihre Heimat zurück oder versuchte es. Sie wurden entweder sofort oder doch nach einigen Monaten ausgewiesen. Gleichzeitig verjagten Polen, Tschechen, Slowaken, Ungarn und Jugoslawen auf zumeist brutale Weise die in ihren Gebieten lebenden Deutschen. Allein in den Monaten Juni und Juli 1945 wurden rund 250.000 Deutsche vor allem aus Ostbrandenburg, Ostpommern und Niederschlesien nach Westen getrieben. Nur sehr langsam vollzogen sich diese Zwangsaussiedlungen in einer geordneten Weise. Mehr als zwei Millionen Menschen haben auf der Flucht, bei den Vertreibungen oder in den Gefangeneng- und Arbeitslagern im Osten ihr Leben verloren. Dabei sind die etwa 100.000 Toten nicht mitgezählt, welche die sowjetischen Deportationen deutscher Menschen ins Innere Russlands kosteten, auch nicht die rund 400.000 Opfer der Zwangs-umsiedlungen der Russlanddeutschen nach Sibirien und Zentralasien, die Stalin 1941, beim deutschen Angriff auf die Sowjetunion, verfügte.

Vom Februar 1945 bis über das Jahr 1947 hinaus kamen die Elendszüge der Flüchtlinge und Vertriebenen aus dem Osten. Der Höhepunkt lag im Jahr 1946. Unterbringen ließen sich diese Menschenmassen nur in dünner besiedelten ländlichen Regionen. Mehr als vier Millionen kamen in die sowjetische Besatzungszone, vor allem nach Mecklenburg-Vorpommern. Knapp sieben Millionen mussten die Westzonen aufnehmen. Die Franzosen übernahmen nur einige Zehntausend. Rund drei Millionen wurden in die amerikanische Zone eingewiesen, etwa 3,4 Millionen in die britische. Betroffen waren von diesem Zuzug in erster Linie die Länder Bayern, Schleswig-Holstein und Niedersachsen, daneben Hessen und Nordrhein-Westfalen. Mit katastrophalen Lebensbedingungen sahen sich diese Menschen konfrontiert. Es gab faktisch keine Unterkünfte für sie, lediglich Elendsquartiere in Bunkern, Baracken, Nissenhütten und sogar Erdlöchern. Es fehlte an praktisch allem, an Haustrat und Betten ebenso wie an Kleidern und Schuhen. Es gab faktisch auch keine qualifizierten Arbeitsmöglichkeiten. Hinzu kamen bald erhebliche Spannungen mit der ortsansässigen Bevölkerung. Obwohl die Kommunen und Länder und auch die Kirchen Enormes zur Linderung dieser Nöte leisteten, blieb die Mehrheit der Flüchtlinge und Vertriebenen noch jahrelang in nahezu jeder Hinsicht benachteiligt.

Zunächst hatte es sich nur darum handeln können, Möglichkeiten für das Überleben dieser Menschen zu schaffen. Dafür engagierten sich auch manche im westlichen Ausland, einmal mehr Bischof Bell von Chichester, der Freund Bonhoeffers und der Bekennenden Kirche. Im August 1945 schrieb Bell im *Spectator*: »Die Wahrheit besteht darin, dass die Not im Reich von Tag zu Tag steigt und dass eine fürchterliche Hungersnot ausbrechen muss,

falls nicht schleunigst Hilfe einsetzt [...]. Man muss die Flüchtlinge gesehen haben, um beurteilen zu können, was über sie hereingebrochen ist. Es gibt keine Worte, um ihr Elend beschreiben zu können. Sie haben noch das, was sie am Körper tragen, und besitzen weder physische noch geistige Kraft. Sieben oder acht Millionen Menschen werden in dem schmalen Landstreifen zwischen Oder und Elbe von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gejagt, weil niemand sie aufnehmen und ernähren kann.«⁴ Trotz der hohen Kriegsverluste – gefallen waren rund vier Millionen Soldaten, eine Million wurde vermisst und etwa 600.000 Zivilisten waren umgekommen, zu schweigen von den genannten Opfern der Vertreibung – nahm die Bevölkerung in den vier Besatzungszonen einschließlich Berlin beträchtlich zu. 1946 wurden in diesem Raum 65,9 Millionen Menschen gezählt, gegenüber 59,8 Millionen 1939. Auf diesem Hintergrund schloss Ende 1946 eine betont nüchterne Analyse der Situation mit einem sehr besorgten Blick in die Zukunft: Nicht die Armut und die wirtschaftliche Not seien das Beunruhigendste. »Weitaus schlimmer ist die allgemeine Entwurzelung und Existenzunsicherheit dieser Menschen, vor allem der jüngeren Generation, die aufwächst ohne jede Bindung an Heimat und Arbeit, an nachbarliche Gemeinschaft und Sitte. Es ist kaum abzuschätzen, was es für unseren gesamten Volkskörper bedeutet, wenn eine derartig große Masse von Menschen auf viele Jahre hinaus ohne Arbeit und Heimat in ihm ein solches Dasein der Not und Hoffnungslosigkeit führt.«⁵

Die Flüchtlinge und Vertriebenen kamen in ein zerstörtes Land, in dem die große Mehrheit der Menschen ebenfalls um ihr Überleben kämpfte. Luftangriffe und

4 Zitat bei Hanns Lilje (Hrsg.): Deutschland 1945-1963, Hannover 1967, S. 4.

5 Europa-Archiv, Oktober/November 1946, S. 231.

Kampfhandlungen hatten nicht nur Industrieanlagen, sondern auch das Transport- und Verkehrswesen zerschlagen. Es gab faktisch keinen Ersatz für die alten Binnenschiffe, die abgenutzten Straßenbahnen und Lokomotiven, Waggons und Gleisanlagen, die verschlissenen Fahrräder oder Lastkraftwagen. Über die Verkehrsbedingungen in Großstädten hieß es in einer Studie des Hilfswerks der Evangelischen Kirche vom Juni 1947: »Seine Mängel, vor allem die qualvolle Überfüllung des stark eingeschränkten öffentlichen Verkehrs, verbrauchen übermäßig viel Zeit und Nervenkraft.«⁶

Zerstört hatte der Krieg in hohem Maße auch Wohnungen und Wohnraum. In den Westzonen war annähernd ein Viertel aller Wohnungen ganz oder weitgehend vernichtet, in der Ostzone betrugen die Verluste 14 Prozent. Bei solchen statistischen Angaben muss man allerdings bedenken, dass die Lage von Ort zu Ort ganz verschieden aussah. Am meisten hatten natürlich die Großstädte gelitten, allen voran Berlin, wo rund 500.000 Wohnungen zertrümmert waren. Auf dem Land sah es in der Regel besser aus. Nach Berechnungen aus dem Frühjahr 1947 lebten in Bayern 1,6 Personen in einem Raum. Doch im bayerischen Würzburg waren es 2,4 Personen und in einem ehemaligen Kasernenblock in der Stadt sogar 3,7. Nach einer Statistik von 1948 verfügten in den Westzonen 1,8 Personen über einen Raum, bei den Flüchtlingen dagegen 2,8 Personen. Viele dieser Räume lagen jedoch in Kellern, ließen sich nicht heizen, hatten keine Fenster oder nur mit Brettern verschalte Fensterhöhlen. Es fehlte überall an Kochgelegenheiten. Trostlos waren häufig auch die sanitären und hygienischen Verhältnisse.

⁶ Lebensverhältnisse in Deutschland 1947. Eine Studie des Hilfswerks der EKD, Stuttgart 1947, S. 50.

Das Leben spielte sich zwischen Trümmern ab. In Kassel kamen zum Beispiel auf eine Person 51,5 Kubikmeter Schutt. Ausländische Beobachter waren in der Regel betroffen vom Ausmaß der Zerstörungen. Von André Gide wird berichtet, ihn habe der Besuch im zerstörten Köln derart entsetzt, dass er die Stadt so schnell wie möglich verlassen wollte. Ein britischer Offizier notierte: »Hamm war die erste schwer zerstörte Stadt, die ich sah. Im Zentrum klafften riesige Lücken. Hamm hatte jede Ähnlichkeit mit dem Erscheinungsbild einer modernen Stadt verloren. Auf den Straßen drängten sich Menschen mit Handwagen und Kinderwagen auf dem Weg von und zum Bahnhof. Zu dieser Zeit hielten Züge in Hamm, wo die Menschen aus den überfüllten Waggons und Güterwagen stiegen, um sich mit ihren Habseligkeiten zu Fuß auf den Weg in die anderen Ruhrstädte zu machen. Frauen und alte Leute streckten die Hände aus und bettelten darum, von uns mitgenommen zu werden. Diese Szene, mit sich dahinschleppenden Menschen, die ihre Karren schoben und ihr Gepäck trugen, wartend, flehend, alle gänzlich mit ihrem eigenen Handeln beschäftigt, hatte die Einfachheit einer in Kohle gezeichneten Karikatur: Im Hintergrund nur gebrochene Linien und Trümmer, im Vordergrund Schlaglöcher und menschliches Elend.«⁷

Den Gegenpol dazu bildete in dieser deutschen Zusammenbruchgesellschaft der feste Zusammenhalt im überschaubaren, engen Bereich der Nachbarschaft und insbesondere der Familie. Dazu gehörte das Netz der Verwandtschaft. Sie bot zumindest vorübergehend Unterkommen, Nahrung, vielleicht sogar Arbeit. Hier herrschte Solidarität – wenn auch sicherlich nicht ohne Spannungen und Schwierigkeiten. Trotzdem bewährte

⁷ Stephan Spender: Deutschland in Ruinen. Ein Bericht, Heidelberg 1995, S. 34.

sich die Familie in diesen schweren Jahren als ein gleichsam ruhender Pol und stabiler Mittelpunkt. Und in ihrem Zentrum stand in aller Regel die Ehefrau und Mutter.

Bereits in der Endphase des Krieges hatten Frauen immer mehr Aufgaben in der Gesellschaft übernehmen müssen. Nach dem Zusammenbruch begegnete man ihnen nicht nur bei Aufräumungsarbeiten, als »Trümmerfrauen« beim Abpicken des Mörtels von noch brauchbaren Ziegelsteinen, sondern in vielen traditionellen Männerberufen. Gleichzeitig kümmerten sie sich um den Haushalt und hielten die Familie zusammen. Oft mussten nun Frauen sämtliche Entscheidungen allein fällen, weil die Männer gefallen, vermisst, Kriegsgefangene waren oder an anderen Orten arbeiteten. Die Frauen mussten sich um die Ernährung, Versorgung, Erziehung kümmern, nicht selten auch um ihre krank zurückgekommenen oder als Berufsoffiziere bzw. Mitglieder der NSDAP sozial deklassierten Ehemänner. Wieder mussten auch hier vor allem die Flüchtlingsfrauen enorme Aufgaben bewältigen. Ihre Leistungen rühmten zu Recht bereits zeitgenössische Beobachter. So hieß es etwa im erwähnten Bericht des Evangelischen Hilfswerks, mit dem Blick auf die Gefahren des materiellen und moralischen Niedergangs in der Bevölkerung: »Nur das unablässige Mühen der deutschen Frau, inmitten dieser fortschreitenden Auflösung, den Rest der Familie zusammenzuhalten und selbst nach Evakuierung und Ausbombung, sei es auch in einfachsten Formen, ein Heim für die Ihren aufzurichten, haben die inneren Gefahren dieses Vorganges noch eindämmen können.⁸ Da die heranwachsenden Kinder meist nach Kräften geholfen, den alltäglichen Überlebenskampf zu bestehen,

standen sie bei Auseinandersetzungen zwischen den Eltern in der Regel auf der Seite der Mutter. Männer, die diese veränderte Stellung der Frau nicht akzeptierten, hatten einen schweren Stand. Nicht wenige Ehen scheiterten daran. Oft blieb man allerdings zusammen, weil die Frauen um der Kinder willen nachgaben. Doch unverkennbar war nicht nur die Selbstständigkeit, sondern auch das Selbstbewusstsein der Frauen erheblich gewachsen, bis hin zu einer gewissen sexuellen Freizügigkeit.

Diese Realitäten der Zusammenbruchgesellschaft haben bei vielen Zeitgenossen, keineswegs allein im Raum der Kirchen, Sorgen und Ängste ausgelöst, die sich dann in düsteren Prognosen artikulierten. Tatsächlich stieg die Kriminalität steil an, vor allem bei Jugendlichen und Frauen. Zumeist ging es um Eigentumsdelikte, aber auch um Prostitution. Die Zahl der Ehescheidungen verdoppelte sich gegenüber der Vorkriegszeit, die höchsten Ziffern wurden 1948 notiert. Dasselbe gilt für die unehelichen Geburten – wobei die farbigen Besatzungskinder ebenso wie ihre Mütter besonderen Schwierigkeiten ausgesetzt waren. Mit der schrittweisen Normalisierung der Verhältnisse in den 1950er Jahren pendelten sich diese Ziffern jedoch wieder auf dem früheren Stand ein.

Elementare Ängste angesichts der Schwierigkeiten bei der Bewältigung des nächsten Tages, große Nöte mit Hunger und Kälte, die oft ausschließliche Konzentration alles Denkens und Mühens auf das Heute und nicht selten pure Lebensgier hatten in der Tat zunächst viele Ordnungen und Normen wanken lassen oder sogar außer Kraft gesetzt. Der Beginn dieses Prozesses lag allerdings lange vor dem Ende des »Dritten Reiches«. Jetzt trat vielfach nur offen zutage, was sich in den Jahren zuvor angebahnt hatte.

Der enorme Mangel an Rohstoffen, an Maschinen und folgerichtig auch an Waren aller Art verhinderte zunehmend die Möglichkeit, gebrauchte Gegenstände zu flicken oder irgendwie zu reparieren. Es gab keine Töpfe und keine Tassen, keine Messer, Nadeln oder Nägel, noch weniger Leder, Garn, Wolle oder Stoffe. Bezugsscheine für diese Güter bedeuteten wenig. Für die 430.000 Einwohner Düsseldorfs standen im Februar 1947 26 Herren- und 15 Knabenanzüge zur Verfügung, 33 Herren- und drei Damenmäntel sowie zwei Handtücher. Ähnlich sah es überall in Deutschland aus.

Infolgedessen blühte ein anderer, der Schwarze Markt. Er basierte im Prinzip auf Warentausch. Geld spielte eine völlig untergeordnete Rolle, entscheidend waren Sachwerte. Sie stellten die eigentliche Währung dar, in der Staffelung von einer amerikanischen Zigarette über einen Sack Kohlen bis hinauf zu Gold und Diamanten. Dafür konnte man faktisch alles bekommen. Erbärmlich ging es wiederum denen, die nichts anzubieten hatten, also insbesondere den Flüchtlingen oder Ausgebombten.

Lohnte es sich unter solchen Umständen, einer gegebenen Arbeit nachzugehen? Die Förderung von Steinkohle, Grundlage der deutschen Wirtschaft, war seit dem Frühjahr 1945 rapide gesunken, auf weniger als ein Viertel der Leistung von 1938. Das hatte viele Gründe – nicht zuletzt den Mangel an Bergarbeitern sowie deren schlechte Ernährung. Viele kamen nur unregelmäßig zur Arbeit, weil sie ihren Garten bestellten oder Lebensmittel organisierten. Bis in die Akten des amerikanischen Kongresses gelangte die folgende Geschichte: Ein Bergmann verdiente in der Woche 60 Mark. Er besaß ein Huhn, das in der Woche fünf Eier legte. Eins aß es selbst, vier verkaufte er auf dem Schwarzen Markt, zum Stückpreis von fünf Zigaretten. Da der Richtwert für eine Zigarette bei

acht Mark lag, verdiente somit sein Huhn 160 Mark in der Woche, also fast dreimal so viel wie er selbst mit seiner harten Arbeit unter Tage.⁹ Die Geschichte ist sicherlich erfunden. Aber sie illustriert besser als viele Worte die abnormen Verhältnisse in der deutschen Wirtschaft.

Der Schwarze Markt konnte nicht zuletzt deshalb florieren, weil niemand von den offiziellen Lebensmittelrationen existieren konnte. Der Hunger einerseits und der »Traum vom Sattwerden« andererseits rückten deshalb zunehmend in den Mittelpunkt des Denkens und Agierens der allermeisten Deutschen. In der Vorkriegszeit hatte die normale Zuteilung pro Tag und Person 2.920 Kalorien betragen. Das war knapp, im Vergleich mit anderen europäischen Ländern, aber ausreichend, zumal das erforderliche ausgewogene Verhältnis von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten gewährleistet blieb. In der Nachkriegszeit stimmte dieses nicht mehr; und die Zahl der zugewiesenen Kalorien ging mindestens um die Hälfte zurück. Dabei ist außerdem zu berücksichtigen, dass die Bemessungen für eine Zuteilungsperiode in aller Regel nicht dem entsprachen, was man wirklich kaufen konnte. Doch bereits auf dem Papier erwies sich – trotz gravierender Unterschiede entsprechend der Jahreszeit und von Zone zu Zone – die Ernährungslage als miserabel, wenn nicht sogar katastrophal. »Der Hunger, zuerst leise mahnend, dann bohrend und quälend, zuletzt die Sinne absolut okkupierend, er war zu einem beständigen Gast an deutschen Tischen geworden.«¹⁰ In den Monaten März bis Mai 1946 sank zum Beispiel in der britischen Zone die zugewiesene Kalorienzahl von 1.103

⁹ Sie wird u. a. von Dirk Berg-Schlosser erzählt. In: Josef Becker u. a. (Hrsg.): Vorgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, München 1979, S. 96.

¹⁰ Dietrich Hilger: Die mobilisierte Gesellschaft. In: R. Löwenthal und H.-P. Schwarz (Hrsg.): Die zweite Republik, Stuttgart 1974, S. 104.

auf 1.042 und stieg dann vorübergehend auf 1.155. Die Vergleichszahlen für die amerikanische Zone lauteten: 1.612 – 1.270 – 1.264, für die französische: 1.054 – 969 – 940, während sich die Ziffer für die sowjetische Besatzungszone auf dem Stand von 1.400 Kalorien hielt. Der lange und schwere Winter 1946/47 brachte dann überall noch einmal einen schlimmen Rückschlag. Die hauptsächlichen Lebensmittel Kartoffeln und Brot, gebacken zumeist mit dem aus Amerika importierten Mais, verschwanden jetzt ebenfalls aus den Läden. Die Situation änderte sich während des gesamten Jahres 1947 und bis in das Frühjahr 1948 hinein kaum. Erst danach machte sich eine leichte Besserung bemerkbar, das heißt 1949 pendelte die Kalorienzahl in den Westzonen zwischen 1.770 und 1.850, in der Ostzone lag sie bei 1.920.

Dass eine nationale Katastrophe vermieden werden konnte, lag am Familienzusammenhalt, aber auch an Nachbarschaftshilfen, an der landwirtschaftlichen Nutzung jedes noch so kleinen Fleckchens Land, aber eben auch an Geschäften auf dem Schwarzen Markt, am Betteln und Hamstern und nicht zuletzt an dem, was man »besorgen«, »organisieren« oder auch »fringen« nannte. Der Kölner Erzbischof Joseph Frings hatte 1946 in seiner Silvesterpredigt gesagt: »Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der einzelne das wird sich nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise durch seine Arbeit oder Bitten nicht erlangen kann.«¹¹

Zu den Folgen des Hungers gehörte das Nachlassen der körperlichen und geistigen Leistung mitsamt dem Absinken der physischen Widerstandskraft. In Bayern

¹¹ Zitat bei Clemens Vollnhs (Hrsg.): Die Evangelische Kirche nach dem Zusammenbruch, Göttingen 1988, S. 156.

beispielsweise lagen die Todesfälle aufgrund von Tuberkulose und Diphtherie etwa doppelt so hoch wie in der Vorkriegszeit. Noch stärker stiegen die Ziffern bei Fleckfieber und Typhus. Beträchtlich war auch die Säuglingssterblichkeit. Viele Erwachsene und vor allem Kinder hatten ein erhebliches Untergewicht, Zehntausende litten unter Hungerödemen. Im harten Winter 1946/47 erfroren allein in Berlin 285 Menschen, 53.300 mussten sich dort wegen Frostschäden ärztlich behandeln lassen. Die Kirchen berichteten dem Vatikan sowie der Ökumene wiederholt und eindringlich über diese Zustände.

Im November 1945 teilte der in Hamburg lebende Schriftsteller Hans Erich Nossack einem Bekannten mit: »Bedenken Sie, bei allen meinen Briefen, unter welch abnorm schweren Umständen sie geschrieben werden [...]. Vor allem ist da aber die Kälte, die Gedanken verwirren sich darüber, man vergisst das meiste, und ein vielleicht vernünftig begonnener Brief verläuft im Sande. Es ist kaum zu schildern und eigentlich auch nicht nötig, was wir im November schon unter der Kälte auszustehen hatten [...]. Die meisten Menschen laufen mit geschwollenen Fingern und offenen Wunden umher, und es lähmt alle Tätigkeit [...]. Von acht bis drei Uhr halte ich im Geschäft aus – erst ab drei Uhr gehn die Verkehrsmittel wieder –, bin dann aber auch so erfroren, zumal ich nur zwei Scheiben trocknes Brot mitnehmen kann, dass ich kaum mehr gehen kann. Und dann beginnt ein harter Kampf um die U-Bahn. Inzwischen hat meine Frau morgens Stunden gegeben, eilt mittags eine Stunde weit, um das Essen aus der Volksküche zu holen, worauf wir mangels Gas, Elektrizität und Kochgelegenheit angewiesen sind, obwohl die meisten Lebensmittelkarten dabei draufgehн, und die notwendigsten Besorgungen sind erledigt [...]. Zwischen fünf und sechs versuche ich zu schlafen, um